

Mariastein - ein Priesterheim? : Ein Plädoyer gegen die Vereinnahmung der Mönche in pastoralen Notsituationen

Autor(en): **Ziegerer, Ludwig**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mariastein : Monatsblätter zur Vertiefung der Beziehungen zwischen Pilgern und Heiligtum**

Band (Jahr): **73 (1996)**

Heft 9

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1030999>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Mariastein – ein Priesterheim?

Ein Plädoyer gegen die Vereinnahmung der Mönche in pastoralen Notsituationen

P. Ludwig Ziegerer

Kürzlich erhielt ich einen Brief mit der Anschrift «An das Priesterheim Mariastein». Ich musste ein wenig schmunzeln über diese ungewohnte Bezeichnung unseres Klosters. Obwohl keine Aushilfe verlangt wurde, musste ich sofort daran denken, ob wir in den Augen der Bevölkerung doch nicht eine Art «Priesterheim» sind, wo man sich in der Not jemanden dieser rar gewordenen Berufsgattung holen kann. Oft kann man auf einer Aushilfe hören: «Was würden wir machen, wenn wir Mariastein nicht hätten.»

Solche und ähnliche Komplimente sind mir stets etwas unangenehm, weil ich genau weiss, welche Erwartungen damit verbunden sind. Mit Aushilfen bin ich in zweifacher Weise konfrontiert. Zum einen gehe ich seit meiner Priesterweihe vor vier Jahren sehr häufig (und übrigens auch gerne) auf Aushilfen. Unter «Aushilfen» verstehe ich alle Arbeiten von Gottesdiensten und anderen seelsorgerlichen Diensten, die wir sonntags und werktags ausserhalb des Klosters übernehmen. Ich kenne viele der umliegenden Pfarreien von Sonntags- und Wochentagsaushilfen. Seit über einem Jahr werde ich zudem als Prior mit dem Problem «Aushilfe» noch direkter konfrontiert. Es gehört zu meinen Aufgaben, die Dienste zu

organisieren und unter den Mitbrüdern zu verteilen. Dazu gehören auch die Aushilfen. Man kann also nicht dank persönlicher Beziehungen einen Pater so quasi «unter der Hand» für seine Pfarrei verpflichten. Wer einen Priester benötigt, muss sich an den Prior wenden, weil er den Überblick hat, welche Dienste an bestimmten Tagen innerhalb und ausserhalb des Klosters geleistet werden müssen. Ich weiss, wie mancher Pfarrer und wie manche Gemeindeführer/in oder Sekretärin am Telefon hoffen und bangen, dass nach langer vergeblicher Suche nach einem Priester für die Sonntagseucharistie wenigstens in Mariastein noch etwas zu machen ist. Dort hat es ja so viele Priester, auch junge . . .

Aber eben – auch in Mariastein ist man nicht immer erfolgreich. Mit den folgenden Zeilen möchte ich gerne erklären, warum das so ist.

Ein Blick zurück

Von ihrem Ursprung her sind die Benediktiner kein Klerikerorden. Benedikt sieht in seiner Regel vor, dass der Abt gerade so viele Mönche zu Priestern weihen lässt, wie die Gemeinschaft zur Feier der Eucharistie und zur Spendung der andern Sakramente benötigt. Die Mönche des heiligen Benedikt waren in erster Linie mit Handarbeit beschäftigt. Eine Kulturleistung der Benediktsregel ist ja gerade die Aufwertung und gesellschaftliche Anerkennung der schlichten Handarbeit. In einer Lebensgemeinschaft gibt es nicht bessere und mindere Arbeiten. Jede Arbeit ist ein gleichwertiges Mosaiksteinchen für das Funktionieren einer Gemeinschaft oder Gesellschaft. Erst im Lauf der Zeit, als die Klöster zu Grün-

dungen vornehmer Herrschaften wurden, die für ihre Verstorbenen auf ewige Zeiten Messen lesen liessen, brauchte es mehr Priester. Die Messe wurde verdinglicht und käuflich, die Liturgie immer länger und reicher. Dafür kam die Handarbeit zu kurz. Das führte dazu, dass man eine Art Mönche zweiter Klasse brauchte, die von den nicht enden wollenden Liturgien dispensiert waren, dafür aber in Haus, Feld und Hof arbeiteten: die Laienbrüder. Sie waren zu früheren Zeiten meist ungebildet oder wurden von ihren Familien oft als Sozialfälle im Kloster versorgt.

Das Erbe der Klerikalisierung tragen wir heute noch immer mit uns. Für viele der heutigen Benediktiner war es bei ihrem Eintritt ins Kloster fraglos, ob sie Priester werden wollten oder nicht. Sie brachten die akademischen Voraussetzungen mit: Wer eine Matura besass, studierte Theologie und wurde auch zum Priester geweiht, obwohl er später nie in der Seelsorge eingesetzt wurde und für die tägliche Eucharistiefeier im Kloster längst genügend Priester vorhanden waren. Bis zur Liturgiereform nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil lasen diese Priester allein an irgend einem Altar eine stille Messe. Seitdem Konzelebration möglich ist, feiern sie die Messe gemeinsam im Konventamt.

Jahrhundertlang war diese Praxis nicht hinterfragt: Es gab Ordenspriester im Kloster und den sogenannten «Weltklerus», der für die Seelsorge in den Gemeinden zuständig war.

Benediktiner im seelsorglichen Dienst

Freilich gab es da und dort Benediktinerklöster wie Mariastein, die auch einige ihrer Priesterbrüder für die ordentliche Seelsorge in den umliegenden Dörfern zur Verfügung stellten. Auch gingen die Mariasteiner Mönche schon früher auf Aushilfe. Nur bedeutete dies dazumal etwas anderes als heute, wo es darum geht, mit fremden Priestern das sakramentale Leben in einer Gemeinde irgendwie aufrecht zu erhalten. Der Pfarrer von damals holte eine Aushilfe für Predigt und Beichte, damit die Gläubigen einmal einen anderen Prediger mit andern Ideen hören konnten oder auch von Zeit zu Zeit bei einem anderen Priester als dem Pfarrer beichten konnten.

Die veränderte Situation heute

Der gesellschaftliche und kirchliche Umbruch der letzten Jahrzehnte stellte den Priester in ein ganz neues Umfeld. Er ist nicht mehr der verehrte und bewunderte Mann Gottes. Sein Amt verleiht ihm gesellschaftlich kaum noch Ansehen und Autorität. Es gibt nur noch wenige Berufungen zum Priestertum. Die «Hochwürden» sind weitgehend von der Bildfläche verschwunden, und jene, die sich dafür halten, oder jene, die die Priester gerne so sähen (möglichst im schwarzen Rock), sind eher konservative Stilblüten. Für die moderne, aber auch nicht ganz richtige Sicht bekleidet der Priester einfach eine kirchliche Funktion, wovon die Palette in den letzten Jahren immer reicher geworden ist.

Von allen kirchlichen Vollzügen aber bleibt die sonntägliche Eucharistiefeier das Zentrum, weil in diesem Sakrament die Gemeinde aufgebaut und zusammengehalten wird. Undiskutabel ist, dass der Vorsteher der Eucharistie ein ordentlich geweihter Priester ist. Hingegen müsste man darüber diskutieren dürfen, ob dieses Amt nur einem zölibatär lebenden Mann übertragen werden kann. Obwohl man von kirchenoffizieller Seite aus nicht mehr darüber diskutieren soll, wird heftiger denn je über die Zulassungsbedingungen zum Priesteramt diskutiert. Wir stecken in einer Sackgasse.

Wie soll man sich helfen?

Weder das konservative Rezept, das darin besteht, einen «Gebetssturm» (was für ein Wort!) zu mobilisieren, um Gott sozusagen vorzuschreiben, wieder das katholische Milieu herzustellen, aus dem Berufungen wachsen, noch die progressive Idee, in den Gemeinden autonom zu entscheiden, wer die priesterlichen Dienste verrichten soll (so in einem theologisch wenig reflektierten Fragebogen der Basellandschaftlichen Pastorkonferenz), sind Lösungen für die Zukunft.

Der Milieukatholizismus, der davon ausgegangen ist, dass der Priester- und Ordensstand höher einzustufen ist als die Ehe und deshalb anstrebenswert ist, wird in einer multikulturellen Gesellschaft kaum mehr erwachen. Sicher bleibt die Aufforderung Jesu «Bittet den

Herrn der Ernte um Arbeiter» (vgl. Mt 9, 38) hochaktuell. Aber wie und unter welchen Bedingungen Gott beruft, das brauchen wir ihm nicht vorzuschreiben. Er kommt auch in der heutigen Zeit, in der so vieles im Umbruch ist, mit seiner Kirche zum Ziel.

Ebensowenig können Dekane oder Kirchengemeinden kirchliche Mitarbeiter/innen, die sich subjektiv berufen fühlen, mit priesterlichen Funktionen beauftragen. Das ist die Aushöhlung des katholischen Amtsverständnisses.

Was geschieht in dieser unerfreulichen Situation? – Die Gefahr einer Entwicklung in Richtung Protestantismus (mehr Wortgottesdienste, Verwischung des allgemeinen und besonderen Priestertums) wird immer grösser. Allgemeingültige kirchliche Normen werden übergangen, wenn beispielsweise von Laien oder Diakonen Liturgien gefeiert werden, in denen die Gläubigen nicht mehr ohne weiteres erkennen, was der Unterschied zu einer von einem Priester geleiteten Eucharistiefeier ist. Wo man sich noch an die vorgegebenen, derzeit gültigen katholischen Vorschriften hält, versucht man sich mit Pfarr-Resignaten oder eben Ordenspriestern irgendwie über Wasser zu halten.

Welche Aufgabe haben Benediktiner?

Die Antwort ist nicht ganz leicht. Gerade die Benediktiner sind nicht ein zu einem bestimmten Zweck (z. B. Schule oder Krankenhaus) gegründeter Orden. In allen Jahrhunderten ihres Bestehens haben die Benediktiner dort Hand angelegt, wo es die jeweilige Zeit

und Situation erforderte. So waren die Benediktiner einst führend in der Urbarisierung des Landes, sie machten sich in Wissenschaft und Schule verdient, und nicht zuletzt setzten sie sich auch in der Seelsorge ein. Die Zeichen der Zeit erkennen und tatkräftig mithelfen, wäre ein Grundsatz auch für das benediktinische Leben heute.

Eigentlich liegt so die Folgerung nahe, in Zeiten des Priestermangels sollten die Benediktiner sich als Aushilfspriester betätigen. In begrenztem Ausmass kann man dieser Sicht zustimmen. Doch gibt es noch anderes zu bedenken:

Das Kloster darf nicht zu einer Organisationszentrale für Aushilfsdienste werden. Die Bestimmung des Klosters ist eine andere. Nach der Benediktsregel ist das Kloster «eine Schule für den Herrendienst». Das bedeutet, dass das klösterliche Leben getragen sein muss vom gemeinsamen Gebet und der gemeinsamen Arbeit. Immer mehr Menschen suchen heute im Kloster einen Ort der Stille. Aber was treffen sie da an? Mönche, die ständig auf dem Sprung sind, denen die Zeit nicht mehr reicht, um mit öffentlichen Verkehrsmitteln ans Ziel ihrer ausserklösterlichen Aktivitäten zu gelangen. So rasen sie also mit dem Auto durch die Gegend, damit sie zusätzlich noch diese oder jene Aufgabe erfüllen können oder damit es ihnen in letzter Minute noch reicht, bis zum nächsten Chorgebet wieder daheim zu sein (ich berichte aus eigener Erfahrung). Dieses ständige Hin und Her zwischen Arbeit ausserhalb des Klosters und den gemeinschaftlichen Verpflichtungen kann zu einer enormen Belastung werden. Wenn das Chorgebet so nur zu



ANTIQUARIAT HIERONYMUS

Fordern Sie bitte - kostenlos und unverbindlich - unsere Kataloge und Sonderlisten an.

Im kostenlosen Abonnement bieten wir die "Hieronymus News" an, die regelmäßig über Neuerscheinungen und Veröffentlichungen zu unserem Spezialgebiet informiert.

Wir kaufen Bibliotheken und Dubletten.

Lieferbare Kataloge

- Benediktiner
- Franziskaner
- Jesuiten
- Zisterzienser
- Liturgie und Ostkirche
- Theologie

Spezialantiquariat für Ordensgeschichte

Seestraße 5 · D-71638 Ludwigsburg · Telefon 07141 / 929604 · Telefax 07141 / 924342

einem zusätzlichen Stressfaktor wird, kann es kaum mehr Gebet genannt werden.

Klöster werden nicht dadurch zu Oasen der Stille, weil die Mönche nicht zu Hause sind. Die Mönche sind die Träger der Stille. Das gemeinsame Gebet und das gemeinsame Stillschweigen schaffen die Atmosphäre der Einkehr und der Besinnung. Nur aus ihrer gelebten Praxis des Gebets, der Stille und der Meditation können sie den suchenden Menschen geben, was sie suchen. Auch der moderne Mensch ist religiös. Nur sucht er in der Regel eine andere Spiritualität als sie in den traditionellen Konfessionen in unseren Breitengraden gelebt wird.

Viele Menschen erwarten, dass in einem Kloster jemand da ist, der für sie Zeit hat. Er möchte einen Menschen antreffen, der zuhören kann und der selber aus einer spirituellen Tiefe lebt. Wie schlimm wäre es, wenn der Pförtner sagen müsste: «Leider steht heute niemand zur Verfügung.»

Oft empfinde ich es als absurd, wenn ich morgens in meinen Wagen steige, um einen Dienst auswärts zu erledigen, und dabei den angestellten Koch über den Platz kommen sehe oder dem Gärtner und der Schneiderin begegne, die mit ihrem Wagen in den Hof fahren. Das ist doch eine verkehrte Welt: die Mönche gehen auswärts zur Arbeit, während Angestellte in den inneren Bereich des Klosters arbeiten kommen. Dabei ist nach der Regel Benedikts der Arbeitsbereich der Mönche ganz eindeutig im Kloster.

Verhinderung von neuen Lösungen

Ferner ist zu bedenken, dass die derzeitige Aushilfspraxis nicht die Lösung des pastoralen Notstands ist. Der Sterbeprozess eines christlichen Gemeindemodells, das aus dem letzten Jahrhundert stammt, wird damit nicht aufgehoben, sondern höchstens für einige Jahre hinausgezögert. Im Grunde genommen stehen wir mit unserer Aushilfspraxis neuen Modellen des Miteinander-Kirche-Seins im Wege. Wir sollten nicht dauernd über «Rom» jammern, das angeblich alles Neue verhindert, sondern uns auch selber einmal fragen, warum denn so wenig junge Menschen nicht mehr für Glaube und Kirche zu begeistern sind. Am

negativen Bild der Kirche, das heute bei vielen Menschen herrscht, sind sicher nicht allein die Bischöfe und der Papst schuld. Kirche sein (oder nicht sein) wird vor Ort erlebt.

Die Konsequenzen

Aus diesen Überlegungen und aus der Tatsache, dass wir nicht immer mehr Leute sind im Kloster, ergibt sich für mich als Prior eine recht *restriktive Aushilfspraxis*. Ich muss folgende Gesichtspunkte berücksichtigen:

In erster Linie haben wir unsere Aufgaben innerhalb des Klosters und der Wallfahrtsseelsorge zu erfüllen.

Ich respektiere den Wunsch eines Mitbruders, nicht auf Aushilfe geschickt zu werden, weil er sich für ein Leben als Benediktinermönch und nicht als Diözesangeistlicher oder Kapuzinerpater entschieden hat.

Auch ältere und pensionierte Mitbrüder sollen nur so viel leisten müssen, wie es wirklich ihren Kräften entspricht.

An einem Sonn- oder Feiertag haben wir in Mariastein stets «Hochbetrieb». Vieles gibt es da zu tun: vier Eucharistiefeiern leiten, predigen, singen, beicht hören, Orgel spielen, Sakristanendienst oder verschiedene kleine Dienste mehr. Damit alles reibungslos abläuft und der Sonntag für den einzelnen nicht zu einem Dauerstress wird, braucht es zu Hause mindestens 5 bis 6 Beichtväter, eine kleine Sängergruppe (es wird nämlich von einem Grossteil der Gottesdienstteilnehmer erwartet, dass in Mariastein ein lateinisches Amt gesungen wird), einen Prediger, auch Orgel- und Sakristandienst werden von Patres (= Priestermonche) versehen, und dann haben wir einige Patres, die ihre regelmässigen Verpflichtungen in den von uns betreuten Pfarreien haben.

Viele Gottesdienstbesucher machen sich sonntags bei der Konzelebration im Konventamt ein falsches Bild. Sie denken: Hier hat es ja so viele Patres. Warum können die nicht in den Pfarreien die Messe feiern? Wenn da 6 bis 8 Priester mitfeiern, heisst das nicht, dass die nichts anderes zu tun haben. Wer genauer hinsieht und uns kennt, weiss auch, dass unter den Konzelebranten oft Gäste sind, er sieht, dass es da alte Patres hat, die längst im wohlverdienten Pensionsalter sind.

Dann ist noch ein weiterer Irrtum auszuräumen: Es gibt nämlich stets auch Leute, die halten alle Mönche, die sich in den weissen Gewändern um den Altar versammelt haben, für Priester. Dem ist aber nicht so. Das Konventamt ist, wie es der Name sagt, der gemeinsame Gottesdienst der Klostersgemeinschaft, und so sind auch die Brüder mit um den Altar versammelt (sie sind daran zu erkennen, dass sie keine Stola tragen).

Unter dem Strich bedeutet das: Pro Sonntag kann ich höchstens zwei bis drei Priester wegschicken. Da habe ich eine sehr kleine Auswahl. Zuerst berücksichtige ich die Pfarreien, die von den Mitbrüdern betreut werden, oder dann die Pfarreien unseres Dekanats. Aushilfen ausserhalb des Dekanats bleiben die Ausnahme. Auf Anfragen, die von ausserhalb der Region Basel kommen, kann ich nicht eingehen.

Wenn man mich also am Telefon ungläubig fragt: «Haben Sie wirklich niemanden mehr?» und ich «Nein, wirklich nicht» sagen muss, dann heisst das nicht, dass niemand mehr zu Hause ist, sondern ganz einfach, dass das kleine Kontingent von «Aushilfspriestern» bereits ausgeschöpft ist.

Die besondere kirchliche Sendung der Klöster

Ich möchte nicht missverstanden werden: Wir wollen uns als Mönche nicht hinter unsere Klostermauern zurückziehen und die Augen vor den kirchlichen und gesellschaftlichen Problemen und Umwälzungen verschliessen. Wir sind keine Insel im Strudel der Zeit. Wir nehmen genauso wie alle andern Christen am Auf und Ab von Kirche und Welt teil. Wir möchten aber auf unsere eigene Weise an der Sendung der Kirche mitwirken. Die Kirche als lebendiger Leib Christi hat viele Glieder mit den verschiedensten Aufgaben. Die Klöster haben die Bestimmung, Orte des Gebets, der Stille und der Einkehr und Stätten menschenwürdiger Arbeit zu sein.

Buchbesprechung

ERLEDIGT

100197

Urban Fink / Stephan Leimgruber / Markus Ries (Hrg.): **Die Bischöfe von Basel 1794–1995** (Religion-Politik-Gesellschaft in der Schweiz, Bd. 15). Universitätsverlag, Freiburg/Schw. 1996. 444 S. ill. Fr. 75.–.

Zur Amtseinsetzung des neuen Basler Bischofs Kurt Koch erschien dieser interessante Band mit den Biographien der 12 Bischöfe des neu umschriebenen Bistums Basel. Bischof Kurt Koch schrieb dazu das Geleitwort. Der letzte Fürstbischof de Neveu ist der Übergangsbischof; er erfuhr noch auf dem Sterbebett die Neuumschreibung des Bistums. Als Vorspann dazu dient ein kurzes Übersichtskapitel über das alte Bistum. Von Anfang an war das neue Bistum in die staatskirchliche Auseinandersetzung hineingestellt, was bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts zu unerfreulichen Querelen führte mit dem Höhepunkt in der Kulturkampfzeit. Die verschiedenen Autoren der Biographien geben sich grosse Mühe, die Bischöfe gerecht zu würdigen. Teilweise wird auch neues Quellenmaterial aus dem Vatikanischen Archiv beigezogen, was neue Aspekte ergibt. Mit diesen Bischofsbiogrammen ist natürlich noch keine Geschichte des Bistums geschrieben, aber ein guter Anfang gemacht.

Zwei ungelöste Fragen: In welchem Verhältnis stand Lachat zur Kongregation vom Kostbaren Blut: War er Mitglied und trat später aus? Als Ordensmann hätte er nicht Bischof von Basel werden können. – Sein Nachfolger Fiala war Propst des St. Ursenstiftes, als dieses mit dem Stift Schönenwerd und dem Kloster Mariastein 1874 säkularisiert wurde. Zehn Jahre später ist derselbe Mann den liberalen Diözesanständevetretern der genehme Kompromisskandidat! Warum? Muss man vielleicht zur Lösung dieser Frage bei seinem Gegenspieler W. Vigier ansetzen?

Zu Bischof Hänggi ist nachzutragen, dass P. Vinzenz Stebler von Mariastein 1974 einen ersten Entwurf für das Schweizer Hochgebet vorgelegt hat (zu S. 315 f.). Interessant ist auch der Beitrag «Das Bistum Basel im internationalen Vergleich». Die Wahllisten mit den Angaben der Streichungen durch die Diözesanstände dürften auf besonderes Interesse stossen.

P. Lukas Schenker